Orplid, mein Land.

Roman von Erika Riedberg.

(10. Fortsetzung.)

Melodien von unsäglicher Schönheit umhüllen das selig-unselige Paar.

Die Lenznacht webt ihren Zauber, unirdisch verklärt vom Mondlicht schaut einer des andern Antlitz.

Immer wunderbarer, immer süßer blühen die Melodien, mit unbeschreiblicher Schönheit den Gipfel trunkensten Glückes gleichsam umrankend, hinaufgeleitend, bis sie, in glühendem Triumph, in höchster Wonne einherstürmend, Waffengeklirr in Götterlust mischen.

Menginskys Stimme war voll Glanz, voll von bestrickendem Wohllaut. Jede Bewegung des vollendet gebauten Körpers edel, eine zurückgehaltene Kraft verratend, die in ihrer Anmut faszinierend wirkte. Er war die edelste Verkörperung der tragisch-schönen Siegmundgestalt.

Diethers Blut stürmte. Er wandte kein Auge von dem ergreifenden Bild dieser dem Tode geweihten Glücklichen.

Seine Blicke brannten auf Menginskys schönem Gesicht.

Jeder Ton seiner Stimme war Verführung, jede Bewegung, gemischt aus Leidenschaft und Zartheit, war Versuchung. Wie er da sang und klagte und wand und bezwang mit Tönen, Gebärde und vollendeter Mannesschönheit, mußte ihm jedes Weib rettungslos mit Leib und Seele verfallen.

Schauer überrieselten Diether. In dieses Mannes Armen Adelheid! In trunkener Leidenschaft, in weltvergessendem Liebesrausch!

Spiel! Komödie! Zu Ende mit eben der Komödie! Aber trotzdem unerträglich. Unerträglich!

Diether wußte es so genau wie sein Leben: nie, niemals würde er in beiden nur die Künstler sehen.

Vom ersten Male an, wo er Adelheid so sah, würde sie ihm nicht mehr sein, was sie gewesen, nicht mehr die angebetete Frau, das reine Weib seines Herzens.

Verrückt! Kleinlich! Philisterhaft! Natürlich! Natürlich! Manch einer war stolz auf die Künstlerschaft seiner Frau. Hundert Männer sahen ohne eine Regung von Pein und Eifersucht die Gattin auf der Bühne. Er aber konnte es nicht.

Klar wie das Sonnenlicht ward's ihm in dieser Stunde: er konnte es nicht.

Vom Gelde seiner Frau leben? Andere Ehemänner taten's auch — und blieben Ehrenmänner.

Er aber würde vom Ertrag ihrer Stimme, ja aber auch vom Ertrag ihrer Schönheit leben.

Und jeder dumme Laffe konnte kommen und für sein erlegtes Entree beides kritisieren, an beiden sich ergötzen.

Und er, der wegen Schulden verabschiedete Leutnant, mußte stille halten, immer hübsch stille halten.

Jawohl, stille halten; denn er hatte ja nichts, konnte ja nichts. Von heut auf morgen lernt sichs nicht, Brot zu schaffen für Weib und Kind.

Da muß man noch dankbar sein, wenn die Frau schön ist und überdies noch singen kann.

Er ballte die Faust, fest biß er die Zähne zusammen.

Pfui Teufel, was für miserable Gedanken! Und dabei diese wahnsinnige Liebe zu ihr im Herzen, die in Angst und Qual sich gegen den Todesstoß wehrte. —

Der Vorhang war gefallen. Betäubender Beifall rauschte durch das Haus. Und dann das Hinausdrängen zum Foyer unter Schwatzen und Lachen.

Diether ließ sich mit fortschieben. An einer Säule blieb er stehen.

Interesselos sah er den Menschenstrom an sich vorüberfluten. Beachtete nicht, daß er häufig gegrüßt wurde, und daß manches Frauenauge den schönen, eleganten Mann streifte.

Er fühlte nichts als die innere Pein, sah nichts als das berückende Schlußbild und darin Adelheid.

Hinter ihm unterhielten sich zwei Herren. Diether hörte den einen sagen:

„Jammerschade, ich muß jetzt fort. Bliebe gern bis zum Ende. Menginsky ist doch ein Prachtkerl! Donnerwetter nochmal, 'nen Engel vom Himmel bringt der zu Fall!"

Der andere lachte. Es war Doktor Albins laute, dreiste Stimme. „Gerade blöde ist er auch nicht. Uebrigens möchte ich Sie wohl begleiten. Das Beste haben wir gehabt. Brünnhilde, diese nämlich, schenk' ich mir gern."

„Wieso denn?"

„Zuwenig Stimme und zuviel Fleisch."

„Aber ich bitt' Sie, Albin, das Orchester doch" —

„Tut's nicht allein bei mir. Will auch was sehen. Warte lieber, bis die Locknitz die Rolle hat. Prachtfrauenzimmer, sag' ich Ihnen! Der Wuchs! Und dies Bombenglück, gleich hier anzukommen! Natürlich mit und durch Menginsky. Na, er weiß schon, was er tut. Ich danke, solche Partnerin! Aber sie kann auch lachen! Segelt fidel in Menginskys Kielwasser und bezahlt nebenbei so doucement des Herrn Gemahls Schulden."

„Ich weiß von der Geschichte nur Bruchstücke. Wie kommt die Locknitz denn eigentlich an Menginsky?"

„Alte Beziehungen. Selbstredend ideale. Sie wollte schon früher zur Bühne, sagt man. Nun realisiert sich das. Notgedrungen. Gemahl Schulden halber um die Ecke. Na, einer muß doch ran ans Verdienen. Höllisch bequem! Schöne Frau — na ja, wozu selber" —

Den Rest, ein zynisches Wort, sprach er schon im Weitergehen.

Diether blieb ihnen auf den Fersen. Das Foyer war leer, die letzten Logentüren klappten zu.

Während die Herren laut lachend ihre Hüte aufsetzten, stand er plötzlich vor ihnen, Auge in Auge mit Doktor Albin.

Der, sekundenlang ein bißchen verblüfft, vollendet lächelnd ein Witzwort.

Da hob Diether die Hand und schlug ihn ins Gesicht und wandte ihm den Rücken, als sei nichts geschehen.

Er hatte noch nicht zwei Schritte gemacht, als ihm die beiden Herren nachstürzten.

Sofort blieb er stehen, hochaufgereckt, ein wunderliches Lächeln des Spottes, der Befriedigung auf den Lippen.

Dies Lächeln umspielte noch seinen Mund, nachdem der übliche Kartenwechsel zustande gekommen und er heimwärts ging durch die milde Nacht, in der schon Frühlingsrauschen und Frühlingsahnen lebte und webte.

Die trüben, schmerzlichen und mattmachenden Gedanken, sonst seine steten Begleiter, härteten sich auf seiner Stirn zu eisernem Willen. —

Und dann standen sie sich auf einer Blöße des Grunewalds gegenüber.

Pistolen, bis zur Kampfunfähigkeit — natürlich.

Der übliche letzte Vermittlungsversuch — das Ueberflüssigste der Welt in Anbetracht der finsteren, verbissenen, jedem Entgegenkommen abgeneigten Entschlossheit der Gegner — scheiterte, wie fast immer.

Und dann ein kurzer Knall, so gleichzeitig, daß es wie ein Schuß klang — und drüben stand Doktor Albin unverletzt, und hier warf Diether Locknitz die Arme hoch und fiel vornüber auf sein Gesicht.

Erschrocken sprang sein Sekundant zu und der Arzt.

Behutsam legte man ihn auf den Rücken, untersuchte: Schuß in die Brust. —

Nun lag er in der Klinik. Die Kugel war gefunden und glücklich herausgeholt. Sie hatte die rechte Lunge gestreift, und wenn sie auch zum Glück keinen unheilbaren Schaden angerichtet, so stand doch immerhin ein längeres Krankenlager bevor und für später äußerste Schonung.

„Arbeitsfähig?" antwortete man ihm auf seine Frage. „Na ja, es kommt auf die Arbeit an. Dienst tun könnten Sie unter keinen Umständen mehr. Ruhe, Schonung, Pflege! Dann können Sie hundert Jahre alt werden. Aber nur dann."

Und Diether lag und überdachte die drei Faktoren, die fortan sein Leben regieren sollten.

Adelheid kam. Zu Tode erschrokken, der Verzweiflung nahe.

„Meine Ahnung! Oh, ich hab's geahnt!" jammerte sie auf, als sie die Unglücksbotschaft in den Händen hielt.

Eisige Schauer gingen durch ihr Herz, und zwischen Angst und Qual die Frage: „Mußte das sein? Warum geschah es? O Diether, Diether, konntest du's uns nicht ersparen?"

Der sah aus seinen Kissen mit seltsam gefaßten Blicken zu der zitternden Frau auf. Es war so viel mehr Ruhe in seinen Augen — und so viel weniger Liebe. Oder war sie doch da? Tief versteckt? Fehlte nur die Leidenschaft?

Adelheid fiel vor dem Bett auf ihre Knie. Ganz nahe starrte sie in sein durch Leiden fremdes, so wunderlich fremdes Gesicht.

Die Tränen blendeten sie, so daß sie nicht sah, welche Bewegung über Diethers scharf und spitz gewordene Züge ging. Sie tappte herum in einer fürchterlichen Dunkelheit, wußte nichts Bestimmtes, ahnte nur Schreckliches, dessen Ursache sie selbst sein konnte, etwas, das sie mit Schuld belüde ohne ihr Wissen und Zutun.

Was sagte ihr dieser Blick, in dem die alte, heiße, stürmische Leidenschaft erloschen schien? Sie schauderte. Sprach er von einer Anklage? Sprach er von dem Letzten, dem Irdischen schon fern, fern zu liegen beginnt. Grenzenlose, erstickende Angst preßte ihr Herz, umschnürte ihre Kehle.

„Diether! Diether!" stöhnte sie, den Kopf nahe dem seinen in den Kissen. „Warum? Warum, Diether?"

Sie rang mit aller Kraft nach Fassung. Die Vernunft stellte ihr den Wahnsinn, einen Kranken derartig aufzureden, zehnmal vor, aber sie konnte nicht anders.

„Wenn dies der Tod ist! Wenn er von mir ginge, so fremd, so kalt, jetzt schon nicht mehr mein!"

Ihr Herz schrie, und der Verstand schwieg.

Aber Diethers Kraft war größer, als sie ahnte. Er wußte genau, die Aerzte sprachen die Wahrheit: sein Leben stand nicht in Gefahr; aber sich rühren können, leben, arbeiten wie ein gesunder Mensch — das war vorbei.

Er legte seine Hand an ihre Wange. Es war neben Trost eine Liebkosung darin, sie fühlte es mit unendlichem Glück. Dichter schmiegte sie ihr Gesicht an das seine.

Er atmete schwer, dann bekam er Gewalt über seine Stimme.

„Adelheid!" Sie zuckte; Adelheid, nicht Heide! Er sprach langsam, aber sehr deutlich weiter. „Ich möchte hier so bald wie möglich fort. Es kostet viel und peinigt mich. Wir haben die alte Wohnung ja noch für einen Monat. Nichte dich ein, daß ich dorthin kann. In acht Tagen spätestens, denke ich."

Felsenlast fiel von ihrer Seele. Sie würde ihn haben, ihn pflegen dürfen! Sie schluchzte vor Befreiung. Ihre Tränen und Küsse fielen auf seine Hand.

„Diether, mein Diether! Mein alles! Mein Einziger! Daß ich dich habe! Daß ich dich pflegen darf! Oh, du sollst gesund werden, so schnell, so schnell! Ich kann gut pflegen! Du wirst es schon merken!"

Sie sprach und erschöpfte sich in Trost und Plänen und Zusicherungen und vergaß, daß sie keinen Pfennig besaß, um auch nur einen Teil davon ausführen zu können. Daß er überhaupt noch da war, leben würde — weiter konnte sie nichts fühlen und begreifen. Sein Leben, welches Glück! Seine Pflege, welche Wonne!

Die Ueberführung in ihre erste Mietwohnung ging wirklich nach mehreren Tagen vonstatten. Die Aerzte hätten ihn lieber noch behalten, aber Diether wollte nicht. Er regte sich auf, und so ward er mit aller zu Gebote stehenden Vorsicht zu seiner Frau geschafft.

Nun pflegte ihn Adelheid. Aber bald stand sie draußen in der kleinen Küche, wo sie die kräftigen Speisen für ihn bereitete, und fragte sich verzweifelt: Wovon?

Das letzte Geldstück war ausgegeben, die Klinikkosten längst noch nicht bezahlt; auf Rechnung wollten die Kaufleute nichts mehr verabfolgen — in Berlin zog der gute Name mehr nach oben als nach unten, wenn der solide goldene Hintergrund fehlte.

Ihr Schmuck war bis auf ziemlich wertlose Kleinigkeiten gleich nach der Katastrophe mit Hartwig Locknitz zu Geld gemacht, ebenso einige ihrer eleganten Toiletten. Was noch da war, mußte sie behalten; denn nun in dieser höchsten Bedrängnis war ja das mit Menginsky entrierte Konzert ihre einzige Rettung.

Aber Diether durfte nichts abgehen.

Und sie selbst konnte die äußerste Enthaltsamkeit auch nicht übertreiben, wenn sie sich zum Auftreten einigermaßen frisch und kräftig erhalten wollte.

So tat sie denn den schweren Schritt und bat Malve um zweihundert Mark.

Die Summe kam umgehend, begleitet von einem treuen, ermutigenden Brief.

Adelheid war wie erlöst, aber dennoch brannte sie jedes Stück von der Schwester sauer verdientem Geld wie Feuer.

Immer ausschließlicher sah sie die einzige Hilfe in ihrer Kunst und sehnte den Tag des Konzertes wie den Tag ihrer Rettung herbei.

Und endlich war er da. Nun doch zu früh für ihre Kraft und Fassung.

Natürlich war von der Duellgeschichte wahres und Unwahres genügend durchgesickert, um die Neugier zu reizen und ihren Namen in den Mund der Leute zu bringen.

Der Reklameapparat arbeitete mit glänzendem Erfolg. Selten verfügte er über so viel und so interessanten Stoff.

Menginsky lächelte in stolzer Befriedigung: Nun stand doch Adelheid von Beeken neben seinem Namen auf dem Programm! —

Sie hatte sich in den letzten Tagen heimlich zu den Proben geschlichen. Eine Diakonisse nahm währenddessen ihren Platz am Bette ein.

Diether fragte nicht, und sie verbarg diese Wege wie etwas Unrechtes vor ihm.

Kam sie dann zurück, so streifte er ihr Gesicht mit einem kühlen, müden Blick.

Heute abend sollte Mine bei ihm bleiben, die Krankenschwester mußte gegen neun Uhr zu einer anderen Pflege.

Adelheid sagte ihm Adieu, bevor sie Toilette machte. Ihr Herz war schwer. Jeder Nerv zitterte.

Ihr erstes Auftreten, und dazu geistig und körperlich ermattet! Von Angst geschüttelt, dachte sie oft: „Wenn ich versagte! Wenn ich vor Aufregung die Macht über die Stimme verlöre!"

In den Proben war sie voll Kraft und Glanz gewesen. Und Menginsky hatte ihr in schweigender, strahlender Bewunderung die Hand gedrückt.

Jetzt aber saß es wie ein Ring um ihre Kehle. Ihre Pulse flogen, und das dröhnende Herzklopfen hemmte das ruhige Atmen.

Zitternd stand sie an ihres Mannes Bett. Sie hatte seine Hand gefaßt und wußte nicht, wie krampfhaft sie die blassen Finger drückte.

„Ich gehe für ein paar Stunden fort, Diether! Mine bleibt bei dir. Mutter fühlt sich so wohl, sie kann gut abkommen."

Sie strich ihm das Haar aus der Stirn. Mit tränenschwerem Blick, unendliche Liebe im Herzen, sah sie zu ihm nieder.

Was würde sie darum geben, hätte er jetzt voll Verständnis und Güte ein paar liebe Worte gesagt:

„Hab Mut! Viel Glück!"

Er wußte doch, wohin sie ging, und daß sie zitternd ging. Und daß sie gehen mußte.

Sie stand und sah ihn jammervoll an.

Und plötzlich sah sie die alte Liebe in seinen Augen aufleuchten. Sie waren so groß und so seltsam kühl ernst während der Krankheit geworden, jetzt aber brach der alte heiße Strahl hervor.

Er streckte seine Arme aus und zog sie zu sich nieder.

„Lebe wohl, meine Heide!"

Und Adelheid überströmte sein Antlitz mit Küssen und Tränen und stammelte weinend und lachend:

„Bald, bald bin ich wieder da. Und alles wird gut. So schön, wie es war. Noch schöner. Glaubst du, mein Diether? Ja, glaubst du deiner Heide?"

„O Diether, wie bin ich selig — es war eben dein alter Ton, dein alter Blick. Diether, ahnst du nicht, wie verzehrend ich mich danach gesehnt habe?"

„Ja, Adelheid, ich weiß es."

„Du auch, Diether? Hast du dich auch gesehnt?"

„Ja — nach der alten Zeit."

„Und alles wird wieder gut? Sag' ja, mein Liebstes!"

„Alles — wird — gut!"

Er sprach langsam und schwer, und als sie von der Tür noch zurücksah, hatte er die Augen geschlossen.

Die Krankenschwester war gegangen. Mine leuchte die vielen Treppen hinan. Sie war müde, und ihre Knochen waren mürbe geworden. Mit allem ging's bergab: mit dem Zufriedensein, mit Kraft und mit Geld. Nein, sie hatte bald keine Lust mehr zum Leben, wenn's im Alter noch so traurig ward.

Mürrisch setzte sie sich zu Diether ans Bett.

Er hatte eine Mappe auf der Decke liegen und schrieb. Als Mine hereinkam, legte er einen reinen Bogen auf den beschriebenen.

Freundlich sah er die Alte an.

„Ich brauch dich nicht, Mine! Ich bin vollkommen wohl, außerdem kommt meine Frau in einer Stunde zurück. Geh nach Hause, alte Mine! Geh schlafen! Und grüße mir meine Mutter und meinen Jungen!"

Sie zögerte. Aber eigentlich sah er wirklich ganz wohl aus. Alles war von der Schwester in Ordnung gebracht, und im Grunde war sie doch zu Hause, wo die alte, kranke Frau und der lütje Junge allein waren, reichlich so nötig.

Um zehn Uhr konnte die junge Gnädige wieder da sein, und jetzt war's noch um neun Uhr.

Sie rückte noch ein bißchen überflüssig an den Kissen, schob das Trinkglas, die Lampe näher und ging.

Diether atmete tief auf. Für Minuten lag er mit geschlossenen Augen in den Kissen, dann schrieb er weiter.

„So!" Er siegelte mit seinem Wappenring. „Fertig!"

Nun schlug er die Decke zurück, setzte taumelnd die Füße auf den Teppich, hielt sich an Tischen und Stühlen und schwankte zum Schreibtisch.

Der Schlüssel steckte. Aus einer der Schubladen nahm er seinen Revolver. Langsam schleppte er sich zum Bett zurück.

Halb ohnmächtig sank er nieder. Als seine röchelnde Brust den Atem wiederfand, breitete er die Decke über sich, legte sich weit zurück, hob die Rechte mit der blinkenden, kleinen Waffe — ein schwacher Laut — penk! — und Diether Locknitz hatte sich aus einem Land hinausgerettet, in dem er sich nicht mehr zurechtfand.

Der Brief, dessen Siegel im Lampenschein wie ein schwerer Blutstropfen leuchtete, lautete:

„Meine Adelheid!

Ich gehe von Dir. Das schmerzt unsagbar, weil ich Dich liebe wie am ersten Tage. So aber, wie unser Leben jetzt geworden ist, kann ich es nicht ertragen.

Ich bleibe ein sicher Mann, der bis ans Ende seiner Tage von Deinem Gesang, Deinem Verdienst existieren müßte.

Unaufhörlich, solange dieses elende Lebensfünkchen glimmen würde, fiele ich Dir mit Kränkeln und Pflegebedürftigkeit zur Last.

Schwer schon am und für sich, selbst arbeitsunfähig vom Gelde seiner Frau zehren zu müssen, für mich aber unerträglich, weil Du es dort verdienen mußt, wo meine Augen Dich nicht zu sehen vermögen.

Geliebte Frau! Ich kann nicht dagegen an! Gehe Du hinfort Deinen Weg zur Höhe hinan — meine treuesten Wünsche sind mit Dir. Und denke nicht, Du müßtest, wenn ich gegangen bin, Deine Kunst meinem Andenken zum Opfer bringen.

Nein! Sei, was Du bist: eine große Künstlerin. Ich habe es längst als Unrecht erkannt, daß meine Liebe Dich Deinem Beruf entriß und Deine Laufbahn zerstörte.

Als Unrecht, Adelheid! Vergiß das nie! Denke daran, wenn Du künftig viele Herzen begeisterst.

Mich aber laß gehen. Als halber Mensch kann ich nicht leben.

Ich hab' all meine Tage Schönheit und Stärke geliebt.

Zum Siechtum aber hab' ich keine Kraft. Und als Kette will ich mich von Dir nicht nachschleppen lassen.

Große Opfer willst Du mir bringen, meine Adelheid! Verzeih, daß ich sie nicht annehmen kann.

Lehre Hans-Gebhard, seinen Vater lieben!

Und habe Dank für das Glück unsäglich schöner Jahre!

Lebe wohl, geliebte Frau!

Dein Diether"

* * *

Boite Thordikken hatte in der Nähe der Stadt ein Landhaus. Eine Anzahl Morgen Land und Wiesen gehörten dazu, ein Gespann Pferde und einige Kühe wurden gehalten. Ein Hofmeister verwaltete das kleine Besitztum, das nichts einbrachte, aber dem Konsul eine Freude war.

Immer im Sommer zogen sie für die schönsten Monate hinaus, und in Strohhut und hellem Drellanzug stieg Thordikken wie ein Verwalter auf seinen Feldern herum. Abends fuhr er zur Stadt zurück, um andern Tages nach Schluß der Börse wiederzukommen.

So war es in den früheren Jahren gewesen. Jetzt kam er wenig. Häufig blieb er sogar nach direkter Anmeldung aus, und trübselig ging der Tag mit Warten zu Ende.

Sigrid verstand ihn nicht mehr. Sie war nervös und verstimmt.

Manchmal kam sie sich sogar überflüssig vor. Der Haushalt bedurfte ihrer offenbar nicht mehr. Almut war ganz von ihren Studien hingenommen, und Karsten lebte nun noch für seinen Lehrer, seinen Freund vielmehr, wie er mit rührendem Besitzerstolz sagte.

Sie vergaß in ihrer Mutlosigkeit, daß sie allein dies ganze Räderwerk in Gang gesetzt hatte und es erhielt.

Sie grübelte nach, was denn nur zwischen sie und Thordikken gekommen sein könne.

Fühlte er sich noch immer verletzt, weil sie ihre Kinder nicht rief? Wenn er so wenig Verständnis für die Gründe ihrer Ablehnung hatte, so waren sie sich innerlich viel fremder, als sie lange Zeit in zager Glücksempfindung angenommen hatte.

Wohin waren die schönen, harmonischen Stunden?

War nicht in jeder Frage, in jedem Wort das Geständnis gewesen: Du bist mir viel! Ich segne die Stunde, die dich in mein Haus führte!

Warum war das alles vorbei? Wo hatte sie's verfehlt? Weshalb kam er nicht und mied sie selbst für die wenigen Stunden hier draußen?

Sigrid war eine energische Natur trotz ihrer sanften Anmut. Die Windstille, unter der ihr Leben jetzt dahinschlich, lähmte ihren Willen, machte sie elend und verzagt. In all den schweren Jahren nach dem Tode ihres Mannes war nicht solche dumpfe Traurigkeit in ihr gewesen.

Immer hatte sie mit kräftigen Händen ihr Leben angegriffen, nach der Devise gehandelt: Wer nichts hat, muß arbeiten — und nicht darüber sprechen! Sie tat danach.

Und dann war die Zeit gekommen, wo sie begriff, daß das brennende Heimweh nach den Kindern ein wenig zur Ruhe gebracht war, wo sie fühlte, das Leben streckte noch einmal seine starken Hände nach ihr aus, verheißend und gebereich.

Dann wieder der schnelle, unbegreifliche Rückschlag. Die plötzliche Zurückhaltung Thordikkens. Eine Kälte in ihrem Zusammenleben, die ihr zehnmal tagsüber den Gedanken eingab: Flieh! Vor dir selbst, vor ihm!

Und doch hielt es sie fest und immer fester.

Da war manchmal ein Blick, der ließ sie nicht los, wenn auch sofort Mißtrauen gegen das eigene Herz und Mutlosigkeit mit Spott die vage Hoffnung zudeckte. —

Das erste am heutigen Morgen war ein kurzes Billett gewesen: „Bitte, mich heute nicht zu erwarten. Dringende Abhaltung."

Matt ließ sie die Karte sinken. Das konnte sie nun schon. —

Unter Bäumen vor der Haustür war der Kaffeetisch gedeckt.

Die Damen handarbeiteten, und Hollmann las vor, interessant für die Erwachsenen und doch verständlich auch für Karsten.

Sigrid zog mechanisch den Faden durch ihre Stickerei. Das Vorgelesene war ihr mehr wie eine begleitende Melodie zu ihren schweifenden Gedanken.

Almuts Hände sanken bald untätig in den Schoß, sie lauschte begierig auf jedes Wort.

Manchmal sah Hollmann auf, und las er dann auf Karstens Gesicht: dies oder jenes hat er nicht verstanden, so gab er ihm kurz und doch liebevoll Erklärung. Und jedesmal dankte ihm ein strahlender Blick. Er las die Geschichte eines, der all seine Tage als ein Träumer durch das Leben ging, der nichts sah und dachte als nur sich in seinem Sehnen, der jeder Regung seiner müden Seele wie dem einzig Wichtigen dieser Erde nachging. Der nicht von jauchzender Liebe, stürmender Leidenschaft, flammender Begeisterung träumte, dem blasse, kühle, überfeine Bilder Hirn und Sinne füllten. Der an seinem Dasein herumputzte mit Aesthetik und billigen, kleinen, niedlichen Künsten und das Leben zu leben glaubte, indem er es verkünstelte.

In Pauls Stimme klangen eigene Kämpfe, eigene Entmutigungen, eigene Träume und ewig drängende eigene Sehnsucht — ein ganzer Lebensabschnitt.

Und dann kam in dem Buch eine Stelle, die von dem Heimatgefühl des Menschen handelte.

Sie sprachen darüber, und ihre Ansichten gingen auseinander.

Sigrid mit all ihren stark ausgeprägten Meinungen, kräftig im Vaterlandsboden wurzelnd, warmherzig und klarblickend, sagte:

„Der Väter Stätte! Da, wo die Väter schafften und uns, ihre Erben, zu tüchtigen Menschen erzogen, das ist unsere Heimat."

Paul Hollmann, der besitzlose Träumer, der keine Handbreit Landes, keinen Stein eines Hauses sein Eigen genannt, dessen Begeisterung ohne Ziel, dessen Wünsche ohne Erfüllung und dessen einzige Liebe ohne Erwiderung geblieben, entgegnete:

„Da, wo die Menschen sind, die zu uns gehören, da ist unsere Heimat."

Er sah plötzlich, während er sprach, Beekendorf vor sich. Wo war seine Heimat gewesen? Drunten im Kantorhaus bei den treuen, einfachen Eltern, zu denen er von Gottes und Rechts wegen gehörte, oder droben im alten Herrensitz?

Was war ihm Hannover und das einfache Stübchen in der hohen, ungemütlichen Mietkaserne, wenn nicht Malve und ihre Mutter darin wohnten?

Und dann Thordikkens Haus! Heimisch vom ersten Eintritt an. Zum erstenmal sein Lehramt ein Genuß. Dies wundervolle Gefühl der Führerschaft! Wie war er so im Leiten und Geben gewachsen! Unter seinen Worten klärte sich ihm selbst ein Dunkel, löste sich eine Unsicherheit, so daß er ohne Schwanken den Weg weisen konnte, auf dem sie vorwärts gehen sollten in freudigem Erkennen oder zurückbleiben würden in kraftlosem, unfruchtbarem Zweifel.

Nur hier konnte er's. Nur hier erstarkte er zum Führer, zum Lehrer und reifte während des Lehrens zu eigener Erkenntnis.

„Nein", wiederholte er. „Nicht die vertraute Stätte der Kindheit, des Vaterhauses — die Menschen, die wir lieben, geben uns die Heimat."

Almuts Augen leuchteten. Ihre Wangen blühten wie Heckenrosen.

Und sie, die Kühlhochmütige, tat die fast schüchterne Frage:

„Bei uns, nicht wahr, bei uns fühlen Sie sich nicht fremd, nicht einsam?"

Gerührt, beschämt über so viel Güte, sah er in ihr holdes Gesicht. Und wieder flog ihm der Vergleich an: „Malve! Wie gleicht sie Malve!" Fast ein Schmerz war's, eine kurze Atemlosigkeit, dann sagte er bewegt:

„Nein, Fräulein Almut! Ueber Verdienst erfahre ich täglich Güte auf Güte. Nirgends war bis heute so sehr meine Heimat. Denn hier kann ich mich rühren, wie meine Natur es angibt, und bin aus der Halbheit heraus."

Liebevoll glitt seine Hand über Karstens Haar, — und während der Knabe sie mit beiden Händen umschränkte, las er weiter.

Traumhafter Friede lag über allem. Goldig flimmerte das Sonnenlicht durch die Kastanienblätter. Eine Schwarzamsel flötete, hinter Büschen versteckt floß plätschernd ein Bach zu Tal.

Auch Sigrid ließ die Arbeit ruhen. Warme, weiche Sommerluft umfächelte ihre Wangen. Sie lehnte den Kopf gegen den Sessel — sie hätte schlafen mögen. —

„Tante Sigrid", weckte Karsten sie aus ihrem Dämmern. „Paul will mich zur Mühle hinunterfahren. Da, wo das Wasser so schön rauscht, wollen wir uns ins Gras legen."

„O ja!" Flink wie ein Reh sprang Almut auf. „Ich gehe mit. Hier ist es schwül, findest du nicht?"

Sie erwartete keine Antwort, nahm schon ihren Hut und ging neben dem Wagen her, den Hollmann sicher und geschickt den Bach entlang der idyllisch gelegenen Mühle zuschob.

Sigrid sah ihnen nach. Wirklich — alle drei wurden ohne sie gut fertig.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Rindszunge mit Kapern-Sauce. Die Zunge wird, wenn möglich, drei bis vier Tage gesalzen und gepreßt, dann tüchtig geklopft und wie Rindfleisch im Suppentopf gesotten. Am besten wird sie im Selbstkocher. Zu diesem Zwecke setzt man sie am Abend ein, kocht am Morgen nochmals an, setzt sie wieder ein, und zu Mittag ist sie schön weich. Bei nur einmaligem Einsetzen muß sie zu Mittag noch etwa eine halbe Stunde gekocht werden. Nun zieht man die Haut ab, macht eine weiße Buttersauce mit Kapern und läßt die Zunge noch einige Minuten darin kochen. Man kann das Mehl zur Sauce auch gelb anlaufen lassen.

Geräucherte Ochsenzunge legt man einige Stunden in kaltes Wasser und siedet sie dann 3—4 Stunden auf kleinem Feuer oder im Selbstkocher so weich als möglich. Man kann Erbsen mitkochen zu Suppe. Wenn die Zunge weich ist, zieht man die Haut davon ab, serviert sie warm mit beliebiger, z. B. brauner Sauce. Will man sie kalt servieren, legt man sie zwischen zwei mit Steinen beschwerte Brettchen.

Hammelkeule mit saurer Sahne. Eine gut geklopfte, altschlachtene Keule wird enthäutet, zum Teil vom Fett befreit und für 24 bis 36 Stunden in saure Milch gelegt. Dann wäscht man sie schnell mit kaltem Wasser, trocknet sie ab, reibt sie mit Salz ein und dämpft sie in wenig Wasser nbst zerschnittenen Zwiebeln, Wurzelwerk, Gewürz, etwas Zitronenschale und einigen getrockneten Mousseons unter öfterem Begießen im Bratofen völlig weich. Dann nimmt man das Fett ab, legt die Keule hoch und läßt sie bräunen, während man sie fortgesetzt mit fetter, saurer Sahne (drei Achtel Pint) überfüllt. Nachdem man die Keule auf eine Schüssel gelegt und warm gestellt hat, wird die Sauce durch ein Sieb gerührt, mit etwas in Sahne verquirltem Kraftmehl verkocht und abgeschmeckt.

Schweinsbraten mit Kümmel und Majoran. Ein Stück nicht fettes Schweinefleisch aus Keule oder Rücken wird mit Salz, gemahlenem Kümmel und feingepulvertem Majoran eingerieben und mehrere Stunden weggestellt. Dann läßt man Butter in der Pfanne heiß werden, legt den Braten hinein, läßt ihn etwas anbraten und unter Hinzugießen von etwas kochendem Wasser und ein wenig Weißwein, bei fleißigem Begießen gar werden. Die Sauce wird mit etwas Kornstärke, die in Wasser oder Sahne klargerührt wurde, verkocht und zu dem Braten gereicht.

Rosenkohl in Sahnensauce. Zu diesem sehr feinen Gemüse werden die jungen Kohlröschen sauber geputzt und in kochendem Salzwasser in 10—15 Minuten weichgekocht, dann läßt man sie gut abtropfen und vermischt sie mit folgender Sauce. Ein Löffel Mehl und ein Löffel Butter werden gelblich geschwitzt, soviel süße Sahne oder Milch hinzugegossen, daß eine sämige Sauce entsteht, zuletzt noch etwas frische Butter hinzugefügt. Auch weichgedünstete Kohlrabi kann man in dieser Sauce anrichten.

Der Unterschied zwischen der lebendigen und der leblosen Umgebung ist dem Kinde nicht ohne weiteres geläufig. Es scheut sich z. B. davor, dem Schokoladenhündchen den Kopf abzubeißen, weil es ihm weh tun könnte, und bedauert die arme Lokomotive, die ächzend die vielen Eisenbahnwagen hinter sich herschleppt. Bei der Beantwortung der von solcher Anschauung ausgehenden Fragen dürfen wir nicht pedantisch diese in der kindlichen Phantasie als organische Wesen lebenden Dinge durch den Begriff des toten Mechanismus ersetzen, vielmehr müssen unsere Erläuterungen auf die Anschauung des Kindes eingestellt werden.

Aber nicht immer kommen wir mit der Anpassung unserer Antworten an das Auffassungsvermögen des Kindes aus. Die von größeren Kindern gestellten Fragen bereiten uns auch mitunter dadurch Verlegenheiten, daß unsere eigenen Kenntnisse versagen. Beschämt erfahren wir dabei, daß unsere Gedankenlosigkeit uns über alltägliche Dinge, mit denen wir Bescheid wissen müßten, unaufgeklärt gelassen hat. Der einfache Weg, uns selbst zu orientieren, und hierauf dem Kinde die gewünschte Auskunft nachträglich zukommen zu lassen, darf nicht verschmäht werden, sofern es sich nicht um ganz komplizierte Dinge handelt, die mit dem Hinweis auf die vorläufig noch mangelnden, zum Verständnis erforderlichen Vorkenntnisse abgetan werden können.

Linsen zu kochen. Die Linsen werden verlesen, gewaschen und mit kaltem Wasser angesetzt. Salz gibt man erst daran, wenn sie weich sind. Zur Suppe wird eine feingeschnittene Zwiebel mitgekocht, ein Sellerieknollen und eine kleine Kartoffel, beides in kleine Würfelchen geschnitten, dazu gegeben. Nach dem Garwerden wird ein kleiner Eßlöffel Mehl in Butter oder Bratenfett hellgelb geröstet und hineingerührt.